

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 23

Artikel: Die drei guten Werke : Erzählung [Schluss folgt]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLIII. Jahrgang

Zürich, 1. September 1940

Heft 23

Ein neuer Tag.

Ein neuer Tag der Gnade brach mir an.
Hilf mir ihn nützen, Herr, so gut ich kann.
Er ist ein Ring, den es zu schmieden gilt;
ein Mosaikstein für ein künftig Bild;
die Masche in der Zeitlichkeit Geflecht;
mißlingt die eine, wird das ganze schlecht;
ein buntes Muster, welches Stich für Stich
vollendet werden soll und muß durch mich.

Er ist Probiertstein für verborgnes Gold,
wer weiß aus welchen Tiefen hergeholt,
ist Tropfen näherhin zum Becherrand;
wieviel noch fehlen, ist nur dir bekannt.
Ein Feld ist er für Reife wie für Saat,
ein Opfertisch für Ausblick, Liebe, Tat,
Bewährungszeit und Auftrag, Ruf und Frist.
Nun hilf, daß er nicht ganz verloren ist.

Silva Bergmann.

Die drei guten Werke.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

I

Friedli Stöhr kommt mit dem brennenden Stumpfen im Mund von seinem Hofe auf dem Beeribrunnen herab und schwenkt in die Straße nach Unterberg und Gurschachen ein.

Er geht mit festem, gelassenem Schritt seines Weges, als handle es sich um einen alltäglichen Gang; und doch hat er etwas Hochbedeutungsvolles vor, eine Aufgabe, wie sie nach seinem Dafürhalten schwerer nicht auszudenken ist: er soll in Gurschachen für sich und sein Höflein eine Frau und Bäuerin holen.

Er vermag nun einfach um diese Sache nicht mehr herumzukommen. Die Mutter ist gichtig und müde, sie kann oft tagelang das Bett nicht verlassen; und die Kocherei und Putzerei, das Auf-

waschen der Böden und Stiegen ist ihm in die Seele hinein verleidet.

Man hat es vorübergehend mit einer Magd probiert. Aber schon die erste, die eingestellt wurde, mußte am dritten Tage wieder entlassen werden, weil sie zu sehr hinter ihm her und doch nicht die Rechte war.

Item — jetzt gilt es halt ernst, er muß in den sauren Apfel beißen, wohl oder weh. So gern er sich dem für ihn beinahe unheimlichen Zwang auch weiterhin entzogen hätte, es geht nicht mehr an; er muß versuchen, den Stier kurzerhand bei den Hörnern zu packen. Die Rauchwolken, die er in kurzen Abständen von sich bläst, sind gleichsam der Auspuff einer in seinem Innern heftig arbeitenden Ermutigungsmaschine.

Nicht daß er in Heiratsfachen immer so unbeherrzt und datterig gewesen wäre. In jüngeren Jahren, so anfangs der zwanzig, wußte er dem Augenblick noch Vertrauen entgegenzubringen, sonst hätte er es nicht gewagt, der hübschen Tochter des Gemeindeammanns Wohlgenut anläßlich einer Kirchweih in Großwangen während des Reitschulfahrens einen Heiratsantrag zu machen. Der Erfolg war dann allerdings ein niederschmetternder. Die Klara sah ihn an, wie wenn er aus irgendeiner Versorgungsanstalt entsprungen wäre. Ob er glaube, sie sei dazu auf der Welt, einem Bauernbuben Bildung beizubringen?

Ein Jahr später fragte er die Seline Manz von Unterbuchen, mit der er bei gemeinsamen Verwandten ein Kind aus der Taufe heben mußte. Er tat den Schritt fast nur der günstigen Gelegenheit zulieb. Eine Schönheit war Seline nicht; aber er fand, daß er sich leicht an ihr molliges Wesen gewöhnen könnte. Auch hatte er sich bereits zu einer gewissen Bescheidenheit durchgerungen, eingedenk des guten Rates, den ihm Jakob Mäder vom Nebensprung gegeben: Man dürfe in Heiratsfachen nicht mit dem Kopf in den Himmel hinein wollen. — Was war der Erfolg dieser zweiten Werbung? Seline gab ihm einen leichten Klaps auf die Wange. „Da müßtest du schon ein bißchen bestandener sein. Lieber nähm' ich einen Wittling mit fünf Kindern, als so einen jungen Schnaufer, der noch nicht einmal weiß, daß es zweierlei Leute gibt.“

Friedli Stöhr nahm sich auch diese gute Lehre zu Herzen. Erst in seinem Siebenundzwanzigsten machte er, schon ein wenig durch die Verhältnisse genötigt, den dritten Versuch. „Was — einer, der bald grau anläuft?“ gab ihm die Auserkorene, die zwar auch bereits fünfundzwanzig Sommer zählte, zum Bescheid. „Da bedanke ich mich schön. Jung und alt — eins warm, eins kalt.“

Was wird nun die Base Annette in Surschachen für eine Ausrede ersinnen? Auch weiß er noch nicht einmal, wie die aussieht; die weitläufige Verwandtschaft mit dem Vetter Ramsberger ist mit den Jahren fast ganz in Vergessenheit geraten; den Heiratsplan hat eine Tante in Bodenlos ob Surschachen eingefädelt, die sich vielleicht einen Kuppelpeiz verdienen will. Eine Beruhigung gewährt ihm immerhin die Gewißheit, daß sowohl die Verwandten als auch das in Frage kommende weibliche Wesen von seinem Kommen und vom Grund desselben unterrichtet sind und daß vom Enoch Ramsberger sogar eine schriftliche Einladung vorliegt. Behufs gründ-

licher Einfädung des Falles ist ihm überdies sein Vater schon vor einer Stunde mit dem Wägelchen vorausgefahren. Der kann beredt sein, wenn er sich Mühe nimmt. Er wird die Liegenschaft zum Beeribrunnen schon ins richtige Licht stellen, er wird den hervorstechenden Eigenschaften seines Einzigen reichlich gerecht werden. Er wird, um solchermaßen die verwandtschaftlichen Beziehungen etwas zu unterstreichen, auch die Zeitkuh fast unbesehen kaufen, die der Vetter im Anzeiger ausgeschrieben hat.

So ein bißchen geschoben und verhandelt kommt sich der Freierrmann immerhin vor. Am schwersten liegt ihm die bedeutsame Frage über die körperliche Beschaffenheit seiner Base auf dem Magen. Als wohlhabende Bauertochter hätte sie doch jedenfalls bei einigermaßen annehmlicher Gesamtansicht in ihrer näheren Umgebung einen Abnehmer finden müssen; gleicht sie aber dem Traumbild, das ihm in der vergangenen Nacht erschienen, dann stehen ihm saure Stunden bevor. Das war wirklich keine Idealgestalt! Ein verhußeltes Persönchen mit eingeschrumpftem Gesicht, auf das eine überlebensgroße Nase ihren Schatten warf. Eine gewisse Beruhigung gewährt ihm schließlich der Gedanke, daß auch bei nur annähernder Ähnlichkeit seiner Base mit der nächtlichen Erscheinung der Fall für ihn erledigt wäre und er statt auf Freierrfüßen wieder auf freiem Fuß stehen würde.

Mitten in seinen Sorgen und mühseligen Erwägungen kommt ihm beim gemächlichen Schreiten ein Einfall: Wenn er das Schicksal durch irgendein gutes Werk günstig beeinflussen könnte! Wenn zum Beispiel in einem der tiefen Wasserbecken des neben der Straße herwandernden Flüsschens Sur plötzlich ein Badender um Hilfe rufen würde, und er könnte ihn mit dem abgerissenen Pfahl eines Straßenbäumchens ans Ufer ziehen? Es wäre auch gar nicht ausgeschlossen, daß, weil es in einem nah am Weg gelegenen Schützenhäuschen unheimlich knattert, ein zufälligerweise von ungeschickter Hand gelenktes Pferdegespann durchbrennen würde, was ihm wiederum Gelegenheit zum besonnenen Eingreifen geben müßte.

Richtig taucht da eben ein bescheidenes Sonntagsfuhrwerklein bei der nächsten Wegbiegung auf. Der ihm vorgespante Renner ist jedoch über die Altersgrenze hinaus, ein Durchbrennen liegt weit von seinen Möglichkeiten ab. Dagegen gewahrt der Wanderer wenige Schritte vor sich eine Deckelschnecke, welche die von einem Nacht-

regen noch leicht angefeuchtete Straße langgestreckt mit heftigem Unternehmungswillen überqueren will.

Kein Zweifel, hier ist zu einem guten Werk Gelegenheit geboten. Friedli Stöhr besinnt sich nicht lange, er greift mit zwei Fingern nach dem Schneckenhaus und befördert das waghalsige Tier an den Ausgangspunkt seiner gefährlichen Entdeckungsreise, in das feuchte Gras des Wegrandes zurück, mit dem wohligen Gefühl, einem harmlosen Erdengeschöpf das liebe Leben gerettet zu haben.

Im gleichen Augenblick hört er hinter sich das Getöse eines zweiten Fuhrwerkes. Er tritt rasch beiseite und kann nun mit einigem Unbehagen zusehen, wie sich die beiden Wägelchen auf der nicht sehr breiten Straße kreuzen, just bei der Stelle, wo er vorhin die Schnecke ins Gras gelegt hat.

Rasch geht er die paar Schritte zurück. Die arme Kreatur ist leider seiner wohlgemeinten Rettungstat zum Opfer gefallen, während sie in der Straßenmitte wahrscheinlich mit dem Schrecken davongekommen wäre. Das springende Rad hat ihr Haus gestreift und teilweise zerquetscht. Um der Schnecke einen erbärmlichen Leidenstod zu ersparen, muß er ihr wohl oder weh den Dienst der Barmherzigkeit leisten. —

Friedli Stöhr hat nun das Halbstädtchen Unterberg hinter sich und ist bei dem Weiler Zeltegg angelangt. Gern wäre er hier für eine Viertelstunde eingelehrt, aber es ist jetzt doch eine gewisse Spannung in ihm, nicht aus Besorgnis allein geboren, er wagt sich auf Augenblicke sogar die vergnüglichsten Dinge auszudenken. Weshalb sollte es heute notwendig schief gehen? Ist er denn nicht von den redlichsten Absichten besetzt? Und müßte denn eine, die es mit ihm wagt, auf schlimme Dinge gefaßt sein? O nein, er will ihr ja das Leben auf dem Beeribrunnen so angenehm als möglich machen.

Auf dem Gartenbord des letzten der bescheidenen Bauernhäuser gewahrt er ein halbflüggeltes Hausrötelchen, das sich ängstlich vor ihm zu bergen sucht, ohne sich aber vom Boden erheben zu können. Er hascht das kleine Wesen ohne Mühe und hält es sorglich in der hohlen Hand fest. „O du brauchst mich gar nicht zu fürchten“, spricht er ihm ermutigend zu. „Ich tu dir nichts, ich will dir bloß helfen. Da auf dem Boden ginge es dir schlecht.“ Er sucht dem Vogel im dichten Gezweig eines auf der andern Seite der Straße stehenden Birnbäumchens einen Schlupf aus.

„So — da werden dich die Alten dann schon wiederfinden!“ Aber wie er das verängstigte Tier freigibt, entschlüpft es dem Versteck und flattert über die hohe Flußböschung hinaus. Anfänglich hat es den Anschein, als könnte der Flüchtling mit Ausbietung seiner letzten Kräfte doch den jenseitigen Hang erreichen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt Friedli den elenden Flug. Er schätzt ab, er fürchtet und hofft — bis das arme Ding, kaum einen Meter vom Ufersaum entfernt, vom ziehenden Wasser erfaßt und wie ein winziges Rinderschiffchen schaukelnd mitgeführt wird.

Noch besteht eine kleine Rettungsmöglichkeit. Das Vögelchen treibt einer schmalen Riesbant zu. Nein — bereits gerät es wieder in eine andere Strömung und gleitet rasch flußabwärts. Sein gutmeinender Verderber sieht ihm angestrengt nach, bis es beim nächsten Wehr hilflos in den Strudel hinabgerissen wird. Die kleine Sache geht ihm recht zu Herzen. Er kann darüber sogar für einige Zeit den Zweck der Tagfahrt vergessen. —

Nun sind die obersten, an einer Hügellehne hängenden Häuser von Gurschachen bereits in der Ferne sichtbar. Der Wanderer setzt sich im Angesicht eines einsamen Gehöftes auf einen Wegstein, weniger um Rast zu halten, als um sich eine knappe Gnadenfrist zu erstehlen; denn es ist unversehens wieder eine arge Mutlosigkeit über ihn gekommen. Das verdammte Traumbild will einfach nicht weichen, es geht immer wie ein Schatten neben ihm her. An einen guten Ausgang des Tages vermag er nur noch zwangsweise zu glauben. Am liebsten wäre er eigentlich umgekehrt; aber was dann nachher? Die schwere Zukunftsfrage ist nun einmal da und muß irgendwie gelöst werden. Als Junggesell zu versauern, schiene ihm zudem eine überaus öde Sache, — wenn man dazu die Mädchen so gut leiden mag! Schade, daß sie so unberechenbar und gegen ihn gleichsam verschworen sind! Die Base Annette wird ja kaum eine Ausnahme machen...

Da tritt ihm merkwürdigerweise die Gelegenheit zu einem guten Werke abermals in den Weg. Auf dem in einem Kirschbaum neben dem Bauerngehöft angebrachten Starenkistchen sitzt eine getigerte Kaze, eifrig bemüht, mit der Vorderpfote einen der Nestvögel durchs Flugloch herauszuholen. Die Eltern der Brut hüpfen und schwirren in großer Herzensangst von Ast zu Ast und schreien nach Hilfe. Manchmal wagen sie sich dicht an die Räuberin heran, um sie mit Flügel schlä-

gen einzuschüchtern, doch die Kaze kümmert sich nicht im geringsten um sie.

Friedli Stöhr steht von seinem Sitze auf, er langt unwillkürlich nach einem Stein und holt mehrmals zielend aus. Ein auf einem Zweirad vorbeifahrendes Mädchen ruft ihm lachend zu: „Werfen und Treffen sind zwei Dinge!“

Da flitzt der Stein scharf durchs Gezweige. Im gleichen Augenblick purzelt die Kaze von Ast zu Ast herunter und bleibt regungslos auf der Grasnarbe liegen.

So war's nun wieder nicht gemeint. Friedli tritt besorgt näher. Wie er aber das Tier nur leicht mit dem Stocke berührt, werden dessen Lebensgeister plötzlich wieder wach, und es flüchtet eilig in den nahen Holzschopf hinüber. Er hat immerhin noch zu der Wahrnehmung Zeit gehabt, daß der Kaze ein Auge ausgeronnen ist.

„Mit guten Werken hast du heute kein Glück“, sagt Friedli Stöhr im Weitergehen bedrückt zu sich selber. „Soll das vielleicht eine Vorbedeutung sein?“

II

In der geräumigen Stube des Hauses „Zum Rebhof“ in Surschachen sitzt um die gleiche Zeit der Bauer Enoch Ramsberger am großen Familientisch und trommelt mit den klauigen Fingern seiner linken Hand nervös auf der nußbaumenen Platte. Hin und wieder wirft er einen lauernden Blick auf seine Tochter Annette, die, von ihm abgewendet, den Kopf etwas vornüber geneigt, beim Wandkasten steht.

„Hat man bald ausgekollert¹, Jungfer?“ läßt er sich endlich mißlaunig hören.

„Ich koldere ja gar nicht“, gibt Annette zurück, ohne sich umzusehen. „Ich bin bloß unglücklich.“

„Unglücklich! . . .“ Der Bauer lacht gezwungen heraus. „Wie kann ein Maitlein von nicht viel über tausend Wochen unglücklich sein! Wenn man, wie du, das ganze Jahr zu schaffen und zu essen hat! Da muß ja ein Roß lachen!“

Sie verharret in ihrer gedrückten Stellung. „Ich passe halt einfach nicht in meine Umgebung hinein. Der Lehrer Staub hat doch schon vor zwei Jahren gesagt, ich sei zu zart besaitet. Wenn der nur nicht schon verlobt gewesen wäre, als er hierher kam. Er hätte mich verstehen können.“

„O mit euerem Verstehen! Da gibt doch ein Wort das andere wie vor altem!“ fällt Enoch Ramsberger trostvoll ein. „Meine Wenigkeit hat

den Kram übrigens jetzt in den Senkel gefügt: ehe zwei Stunden herum sind, hast du, was dir fehlt, und damit ist alles in Butter!“

Sie wendet sich halbwegs nach ihm um. In ihrem gesunden, vollbackigen Gesicht ist ein Schimmer von Zärtlichkeit erblüht. „Ich weiß es ja schon, daß es dir nicht am guten Willen fehlt — aber . . .“

„Was aber?“ Seine Ungehaltenheit ist sogleich wieder wach geworden. „Warum hast du denn die ganze Zeit den Tränenlumpen in der Hand?“

Sie kommt nun richtig ins Weinen. „Eben weil ich unglücklich bin.“ Der schmerzliche Ausbruch nimmt noch stärkere Färbung an. „Weil ich jetzt in dieses trostlose Nest Beeribrunnen hinauf heiraten soll, wo die Cuel überwintern. Eine reizende Zukunft für eine belesene Tochter! Runkelrüben jäten! Säue füttern! Obstfäcke flicken!“

Enoch Ramsberger muß sich beherrschen. Die rechte Schulter des kleinen, untersehten Mannes ist etwas höher als die andere. Wenn er erregt ist, befällt ihn in der Regel eine kleine Halssteife, die ihm den Kopf nach rechts zieht. Über diese Schwäche kann er sich so heftig ärgern, daß er dann anfänglich an der Rede ansteht und sich beidhändig nervös mit seinem überlebensgroßen Schnurrbart beschäftigen muß, in welchem sein etwas verschrobenes Eigenwesen noch besonders verkörpert ist. Diesmal hat er sich ausnahmsweise ziemlich bald zu seiner geistigen Überlegenheit zurückgefunden. „Es ist natürlich ein Blödsinn, wenn sich der Mensch aufregt“, sagt er, geschraubt gelassen. „Ich rege mich nie auf. Eines hat man übrigens von jeher gewußt, und es wird sich nie ändern, solange der Dachs den Schwanz hinten hat: das Weibervolk ist recht zum Weibervolk sein, aber weiter langt dann seine Intelligenz nicht mehr. Ich will dir jetzt den Kupf² auflösen, sonst kämest du am Ende, wie das ja bei vielen Leuten vorkommt, vor lauter Studium um dein bißchen unverdorrten Menschenverstand. Daß du es also weißt: dieser Beeribrunner, das ist ein Fall für sich. Da hat meine Wenigkeit etwas ausgeknobelt, das nicht der Zweihundertzwanzigste ausgeknobelt hätte. Diesen jungen Laffen da in der Halbwildnis oben, wenn er auch im neunundneunzigsten Glied unser Vetter ist, diesen Lauf-ins-Garn lasse ich nur nach Surschachen herabkommen, damit uns allen einmal so ein richtiges Sonntagsgaudi zuteil wird!“

¹ ausgekollert

² Knoten



Schloßhügel von Bischofszell mit der Thur.

Ich kann nichts dafür, wenn es jetzt der Junge vom Alten entgelten muß, daß mir der vor ix-Jahren eine gute Partie vor der Nase weggezwickelt hat, während ich in Gedanken schon mit einem Bein auf dem Brautfuderwagen stand. Wenn des Semí Stöhrs Frau damalen meine Frau geworden wäre, so hätte ich nie bei einem Schwager mit einem Elftausender Bürgschaftsgeld müssen hangen bleiben. Bist du jetzt im Bild?"

„Das könnte ich wirklich nicht sagen“, läßt sich Annette nach einer Weile kleinlaut vernehmen.

Der Rebhofer schüttelt verständnislos den Kopf. „Muß man dir denn mit der Wanne winken? — Übrigens — wenn ich mir's recht überlege — du brauchst ja gar nicht im Bild zu sein. Du hast weiter nichts zu tun, als diesem Hofnarr vom Beeribrunnen, wenn er angestiefelt kommt, den Kopf heiß zu machen. Vom ersten Augenblick an mußt du dergleichen tun, als ob du in ihn verschossen wärest wie ein Matkäser. Und wenn er dann in seinem Überglück meint, er könne Mond und Sterne herunterstängeln, dann

kommt meine Wenigkeit zum Vorschein. Glaub mir, dann gibt es aber eine taubenlustige Abfuhr!“

Annette sitzt eine geraume Weile verlegen da. Endlich bringt sie die schüchterne Frage vor: „Was soll denn aber mit dem Verlobungseffen geschehen, das du auf fünf Uhr im ‚Ochsen‘ bestellt hast?“

„Das ist auch wieder ein Fall für sich,“ erklärt er nach einer Kunstpause behaglich, rückt aber dann gleich mit einer gar nicht zimperlichen Gegenfrage heraus.

„Kind — erinnerst du dich nicht daran, daß du seit zweieinhalb Jahren ein Verhältnislein mit dem Konrad Rauch an der Untergasse hast?“

Ihr Gesicht legt sich in unwillige Falten. „Verhältnislein — das ist so ein unfeines Wort...“

„Dann können wir ja ‚Verhältnis‘ sagen. Und ‚fein‘ genug hast du es ‚verhältnismäßig‘ auch angestellt, daß dein Konradli jedesmal erst an die Türfalle gekommen ist, wenn wir Alten schlafshalber nicht mehr anwesend waren.“

Sie versteckt sich einen Augenblick im Schmoll-

winkel. „Was ist denn da Besonderes dran, wenn zwei junge Leute dann und wann einmal ein Stündchen miteinander plaudern? Man hat doch jetzt die sogenannten Freundschaften, da ist gar nichts weiter dabei.“

„Freundschaften!“ wiederholt er mit spottender Nachäffung. „Plauderstündchen — jeden Sonntag von zweiundzwanzig Uhr bis morgens drei! Man hat fr ü h e r schon Freundschaften gehabt, aber auch nur solange es eben ging. Du hättest übrigens diesem Konrad Rauch mit guten Ehren einmal einen sanften Merks geben können, er solle bei meiner Wenigkeit mit der Anstandsfrage ausrücken. Nun, den Merks hat er jetzt, schwarz auf weiß. Vogel friß oder stirb! Ich habe ihm vorgestern durch den Haniß ein Brieflein geschickt; der Sudel dazu steht noch auf dem Täfelchen, wenn dich die Neugier sticht.“ Er nimmt eine Schiefertafel aus der Tischschublade und liest ihr stehend vor:

„Herrn Konrad Rauch, hier!

Ihr habt mit meiner Tochter bereits seit einiger Zeit einen Annäherungsversuch betrieben, weshalb ich strikte — strikte unterstrichen! — strikte von Ihnen verlange, daß Sie Ihnen nächsten Sonntag sechzehn Uhr — der muß nicht glauben, ich kenne mich in der neuen Zeitrechnung noch nicht aus! — daß Sie Ihnen Sonntag sechzehn Uhr in meinem Hause einfinden behufs Erlaubnis zur weiteren Fortsetzung des genannten Verhältnisses. Ich bin radikal! — Radikal unterstrichen —

Zeichnet freundlich wertschätzend

Tobis Ramsberger, alt Gemeinderat.“

Er versorgt die Tafel wieder und steht nun da wie ein Sieger. „Und? Was sagt man dazu? Meine Wenigkeit hat nämlich die Intelligenz nicht an einer Konkursgant gekauft.“

Annette schneidet ein ziemlich saures Gesicht. „Ich habe diesen Schiefertafelbrief schon vorgestern gelesen, als er noch neu war. Es ist gar kein Zufall, daß ich derart seelisch verstimmt bin. Ich werde einfach nicht verstanden. Was nützt es mir, daß ich neun Courths-Mahler-Bücher gelesen habe?“

Der Rebhofer blickt eine Weile wie abwesend nach der Decke hinauf. „Je gelehrter — je verkehrter!“

Sie kann nun vor Weinen kaum noch die Worte finden. „Der Konrad — ist halt — — doch bloß ein Bauer...“

Er wendet sich mit einem Ruck ab und läßt sich auf die an der Fensterwand stehende Ruhebank fallen; sein Kopf neigt sich stark nach der rechten Seite. „3-3-zwei Jahre, 1-1-sage und schreibe: zwei Jahre und sechs Monate! Und nun weiß dieses Frauenzimmer noch nicht, was es will und nicht will!“

Die Schluchzende verbirgt ihr Gesicht hinterm Tüchlein. „O, in besseren Kreisen dauert eine moderne Freundschaft oft noch viel länger. Binden lassen kann man sich ja dann noch immer. Und überhaupt — der Konrad Rauch gilt ja gar nicht mehr.“

Enoch Ramsberger ist eine Weile sprachlos. Dann kommt aber scharf eins aufs andere. Die Sätze schlagen einander fast tot. „Jetzt ist's aber Schluß mit deiner Zeitrechnung! Ich will keinen Überständler in der Familie! Zu Martini macht dein Bruder Hochzeit — und bis dahin bist du auch geringelt! Verstandiwu?“

„Gut. Ist mir auch recht!“ erwidert Annette fast im gleichen Ton. Sie hat nun plötzlich den Rank zur Entschlossenheit gefunden. „Bevor man mich zwingt, lenke ich freiwillig ein. Die heutige Frau bestimmt ihr Schicksal selber. Wenn es sein muß, bin ich um vier Uhr, wenn dein Briefli-Konnerad kommt, schon längstens anderweitig verlobt. Es ist nämlich von mir aus noch ein zweiter Herr bestellt, und der holt sein Jawort eine halbe Stunde früher bei dir als der deinige.“

Der Rebhofer muß wieder an die Decke hinaufsehen. „Es scheint, daß ich heut einen ziemlich aufreibenden Tag bekomme. — Und wie heißt der neue Gspuusi, an dem du jetzt plötzlich den Narren gefressen hast?“

„Das ist keineswegs von heute auf morgen gekommen,“ belehrt sie ihn ganz gelassen. „Und beim Ruedi Wyniker in Wynikon brauche ich dann nicht auf den Schollen herumzustampfen. Er überläßt das Bauernwesen seinem Bruder, er bekommt nächstens eine Stelle im Holzgeschäft in Unterberg.“

Enoch Ramsberger ist direkt überwältigt. Seine verkniffenen Augen strahlen, er klatscht weiß Gott in die Hände wie ein Kind. „Jetzt sage ich aber kein Wort mehr! Ich muß dich umarmen!“ Er tut das, so gut es ihm gelingt. „Der ist mir zwanzigmal lieber als der andere.“

„Mir ebenfalls!“ haucht Annette in seinen Armen. „Ich habe noch nie ähnlich empfunden.“

Er hat sich nun wieder auf den Stuhl gesetzt,

noch ganz von dem neuen Glücksfall benommen. „Und der Wyniker will also um halb sechzehn Uhr vor mir den Hochstand machen?“

„P-hunkt! Er ist immer sehr pünktlich.“

„Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen gefallen“, bekennt der Rebhofer nach einer Weile mit schöner Genugtuung. „Die Wynikerfamilie ist seit Generationen gut in der Wolle gefessen. Und den Konnerädli habe ich schon immer etwas schief angesehen, weil er seinen Schnauz wuchern läßt wie eine Schuhbürste. Mich braucht so ein junger Schnaufer nicht in den Schatten zu stellen.“

Annette belauert den Vater mit einem verstohlenen Blick. Man sieht ihr an, daß sie noch etwas auf dem Herzen hat. Endlich wagt sie den zögernden Anlauf. „Könnte denn das dumme Verlobungessen nicht abbestellt werden? Ich würde es halt lieber sehen, wenn du beim Ruedi Wyniker noch ein paar Monate Bedenkzeit ausbedingen würdest. Ich bin nämlich furchtbar darauf gespannt, wie sich der neue Lehrer anläßt, der auf den Winter nach Gurschachen kommen soll.“

Enoch Ramsberger bekommt beinahe seine Halssteife. „Natürlich — das fehlte noch! Vielleicht läßt man dann für dich gleich noch einen neuen Pfarrer kommen! Nein, Jungfer: wenn man was Rechtes im Hasen hat, macht man den Deckel zu.“

In diesem Augenblick macht sich ein bescheidenes Klopfen bemerkbar, und auf das „Herein!“ des Bauern steht der alte Stöhr vom Beeribrunnen in der Türöffnung, von Enoch Ramsberger mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt. Annette hat sich schon vor dem Eintreten des Gastes nach der Nebenstube verzogen. Nachdem sich die beiden gesetzt und ein paar nichtsagende Worte über Wetter und Ernteausichten gewechselt haben, lenkt der Beeribrunner das Gespräch zielbewußt auf das Geschäftliche hinüber, unter dem er vorläufig die Regelung des Kuhhandels versteht. „Ich habe mir denn also die Lobe angesehen, der Preis scheint mir nicht übersezt, und wenn auch nicht ganz alles wahr ist, was der Knecht zu rühmen weiß, so braucht die Kuh nicht in eine andere Verwandtschaft hineinzukommen. Was die Mücken und Mängel betrifft, wirst du mich wohl nicht hinters Licht führen wollen.“

Der Rebhofer nimmt seine Rechtschaffenheit mit etwas gewundenen Worten in Schutz. „Da kannst du beruhigt sein, die Leute sind größtenteils reell in dieser Gegend. Eine Kuh, und wenn sie auch ein Sackbüchlein voll Tugenden hat, ist natürlich immerhin eine Kuh. Aber mit einem

Augenmaß wie du eines hast, ist noch selten einer hereingefallen. Ein Dummer hat noch nie einen Gescheiten erwischt, eher umgekehrt.“

Nach dem letzten üblichen Hin- und Herreden ist der Handel im reinen, und der Ramsberger geht mit den sorgfältig auf dem Tisch glattgestrichenen Notizen nach der Nebenstube hinüber. „So, jetzt hab' ich das, was ich mit dem Heiratsbrief gemeint habe, das Laster von einer Kuh ist verkauft,“ flüsterte er dort seiner Tochter triumphierend ins Ohr. „Jetzt nehmen wir dann die Hauptwörter aus einer andern Schublade!“

Samuel Stöhr muß bald inne werden, daß irgendwo ein ganz neuer Wind aufgegangen ist. Sowie er die in Frage stehende Heiratsangelegenheit auch nur mit einem behutsamen Wort anzurühren wagt, ist der Rebhofer verstimmt. „Es braucht da weiter keine Schwäzereien mehr,“ kneift er trocken ablehnend. „Die Sach' ist in Butter. Es wird wohl genügen, wenn man nicht nein gesagt hat. Ein Mann, ein Wort, ich bin radikal. Nur der Tochter zuleid habe ich eingerenkt, weil die hinterrücks mit dem Nachbar seinem Schlingel angebändelt hat. Ich sage nicht deshalb ja, weil mir die Partie paßt. Alte Hagestolzen, wie dein Schangli einer ist, sind sonst nicht mein Fall. Wer das Heiraten hinauschiebt, der beweist damit nur, daß er nicht normal ist. Der Mensch soll seine dummen Streiche in jungen Jahren machen. Ich weiß ja, daß ich es nicht hätte zugeben sollen, ich weiß, daß ich mir nachher die Haare ausraufen werde. Aber wenn einer fast sechzig Jahre lang nicht eine einzige falsche Note gefungen hat, so muß er zur Abwechslung einmal etwas Berrücktes anstellen, sonst verläßt ihn das Glück.“

Samuel Stöhr ist über die Wandlung seines künftigen Gegenschwähers nicht sehr erbaut; immerhin denkt er bei sich im stillen: Wenn der nicht reicher wäre, als man glaubt, so würde er sich derlei Grobheiten nicht gestatten. So sucht er denn gute Miene zu machen und hält es für zweckdienlich, sowohl seine wirtschaftlichen Verhältnisse, als auch die ungezählten Vorzüge seines Sohnes gebührend herauszustreichen. Seine Beredsamkeit findet jedoch beim Vetter nicht die geringste Anerkennung, im Gegenteil, dieser fühlt sich durch seine Ausführungen ernsthaft beleidigt. „An der Vernunft laß ich mich nicht angreifen!“ fährt er den Beeribrunner grob an. „Meinst du, ein Diplomat, wie ich, frage nicht an der richtigen Quelle nach, wenn so etwas in der Schwebe ist? Ich weiß auf den letzten Heller, wieviel du ver-

steuerst und wieviel du nicht versteuerst. Meinen Verstand habe ich mit auf die Welt gebracht, ich bin schon mit vier Jahren das gescheiteste Büblein in ganz Surschachen gewesen. Und wenn du heller sein willst als ich, dann bin ich imstand, noch in der zweitletzten Sekunde abzuwinken. Ich bin radikal!"

Der so Gemäßregelte ist ein bißchen kleinlaut geworden. Er schielt hin und wieder verstohlen durchs Fenster, denn nach der getroffenen Abrede könnte Friedli nun jeden Augenblick ankommen. Er trägt sich mit dem Vorhaben, diesen wenn möglich zu warnen. Der Wetter will ihm mit seiner Ansnarcherei die Sache nunmehr doch ver-
leiden.

Dieser hat sich inzwischen wieder abgeregt und macht in aller Gemütsruhe einen Vorschlag. „Bernunftgemäß haben wir zwei jetzt einen gemüthlichen Gang durch die Felder zu machen. Der Rudolf und seine Versprochene sind auch aus dem Hause bugsiert; da müssen sich die zwei jungen Leute schon aus Verlegenheit aneinander gewöhnen. Daß die Annette nicht nein sagen wird, das gebe ich geschrieben und gestempelt; um fünf Uhr ist nämlich im ‚Ochsen‘ das Verlobungessen bereit. Drei Gänge. Den Wein habe ich eigenhändig ausprobiert. Es kommt jetzt nur noch darauf an, ob es diesem bequemen Herrn von einem Hochzeiter endlich genehm ist, sich sehen zu lassen.“

Samuel Stöhr beeilt sich, seinen Sprößling zu entschuldigen. „Nur Geduld, auf den kann man Häuser bauen. Weil er ein Naturfreund ist, hat er halt den Weg auf Schuhmachers Rappen gemacht. Nicht zu vergessen: Das Geld, das man nicht ausgibt, hat man noch.“

Enoch Ramsberger schneidet eine Grimasse. „Auf derlei Rappenspalter und aus der Mode gekommene Sterngucker habe ich sonst nie ein Angebot gemacht, wenn einer auf die Gant kam. Mit solchen Querheiligen salbt man bei uns die Schuhe. — So, und jetzt wollen wir aber gehen.“

Der Beeribrunner ist kein bißchen mehr auf den „gemüthlichen Feldgang“ veressen. Um die Sache hinaus zu ziehen, macht er unvorsichtigerweise den Einwand geltend, er hätte halt doch seine künftige Schwiegertochter gern vor dem Abschluß ein bißchen ins Auge gefaßt. „Halt wie sie so in die

Welt hineinsieht und ob sie einen angenehmen Umgang hat“, wagt er sich noch etwas genauer auszudrücken. Da hat er aber richtig wieder in ein Wespennest gelangt. Der Wetter legt den Kopf beinahe waagrecht auf die höhere Achsel, seine ausgespreizte Hand zittert derart vor Empörung, daß der beabsichtigte Schlag auf die Tischplatte gleichsam in der Luft eintrocknet.

„Das ist geriebener Pfeffer!“ haucht er verständnislos; er vermag den Worten erst nach und nach die entsprechende Wucht zu geben. Nein, das wäre fast eher ein Zeichen von beginnender Verblödung! Wenn einer mich persönlich kennt und will meine Tochter nicht unbesehen nehmen! Wenn du noch ein Sterbenswörtlein von deinem ‚angenehmen Umgang‘ verlierst, so brauch‘ ich die Bernunft und hau‘ das Seil ab, ich bin radikal. Wir sind eine ehrbare Familie, und für den sogenannten ‚angenehmen Umgang‘ wärest du sowieso zu alt.“

Nach diesem drückt sich der Rebhofer nach der Nebenstube hinüber, um seiner Tochter im Flüster-ton noch rasch ein paar Winke zu geben. „Also, wie gesagt, er kann jetzt jeden Augenblick anstoßeln, dein Beeribrunner Schatz! Mach den Narren mit ihm! Verdreh, was noch an dem Schangli zu verdrehen ist! Gib nicht nach, bis er meint, er habe den Himmel in der Westentasche! Um so lustiger wird nachher die Abfuhr sein! Der Alte kann dann meinetwegen Stielaugen machen, daß man auf eines hinsitzen und am andern Rädchen absägen kann. Der Feldgang ist natürlich nur eine Ausrede, ich gehe mit ihm in den ‚Ochsen‘ hinüber und hänge ihm dort mit dem hinterhältigen Wallisser einen Kanonenbrand an, damit er uns keinen Mist in die Suppe machen kann.“

Samuel Stöhr weiß ganz genau, daß er den geschenkten Augenblick zur Flucht und zum Abblasen dieser ganzen Heiratsgeschichte hätte benutzen sollen; aber er steht wie gebannt. Er ist weiß Gott neugierig darauf, wie weit es der unverschämte Wetter noch mit ihm treiben werde. So rückt er denn zerknittert und kleinlaut mit der verkörperten Bernunft aus. Der Friedli hat ja die Augen auch nicht im Sack, denkt er, der wird nicht so mir nichts dir nichts in die Tinte hineintappen, wie ich es mit dem Kuhhandel gemacht habe...

(Schluß folgt.)